

Manfred Naumann

Kommentar

zum Beitrag von Peter Th. Walther

Die Argumente und Dokumente, die uns Herr Walther vorgeführt hat, unterstreichen und erhärten es: Die *Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin*, die ab 1972 *Akademie der Wissenschaften der DDR* hieß, war politisch gesteuert.

Ich selbst habe mehr als die Hälfte meines wissenschaftlichen Lebens in dieser politisch gesteuerten Institution verbracht; meine Biographie ist mit ihr verzahnt; ich kann daher nicht umhin, sie, meine Biographie, in einer Geschichte dieser Institution in ein Objekt verwandelt zu sehen. Die Rolle des Kommentators für einen Text zu spielen, der Biographien meiner Art zum Gegenstand hat, ist etwas heikel.

Um mich aus dem Dilemma zu befreien, erlaube ich mir, aus der Not eine Tugend zu machen, indem ich die toten Akten mit ein paar Erinnerungen und Eindrücken zu beleben versuche, die bei aller Subjektivität doch vielleicht wenigstens den Wert einer Zeugenaussage haben.

Man wird es mir hoffentlich nicht verübeln, wenn ich den Akzent dabei weniger auf die gar nicht strittigen und von mir sogar erlebten Steuerungsmechanismen lege, sondern eher auf das andere Glied der im Titel des Vortrags formulierten antinomischen Gleichung, nämlich auf das Glied der Autonomie, das bei Herrn Walther, scheint mir, ein wenig zu kurz gekommen ist.

Ich plaudere also aus der Schule und rede davon, wie sich Steuerungsmechanismen mit Autonomiebestrebungen kreuzten, wobei ich zu beachten bitte, daß ich von Bestrebungen spreche, nicht aber von der Tatsächlichkeit einer Autonomie. Daß dabei das Personalpronomen *ich* etwas häufig vorkommt, sei mir verziehen.

Den ersten Kontakt mit der Akademie verdanke ich meinem Lehrer Werner Krauss, der seit 1949 ihr Mitglied war und zu Beginn der fünfziger Jahre nach einem akademischen Forschungsinstitut für romanistische Literaturwissenschaft strebte. Als der auch von Herrn Walther zitierte Paul Wandel, damals Präsident der Zentralverwaltung für Volksbildung oder etwas ähnliches, nach einem vorzeigbaren, also promovierten jungen Mann suchte, der in der Akademie als Parteiorganisator agieren könnte, nannte Krauss meinen Namen; wie er mir gestand, hatte er sich dabei von der Hoffnung tragen lassen, durch die Präsenz eines seiner Jünger die Durchsetzung seiner wissenschaftlichen Pläne beschleunigen zu können. Ich fühlte mich durch das mir von meinem Lehrer entgegengebrachte Vertrauen

geschmeichelt und sagte ja. So nahm ich am 1. Juni 1953 für drei Tage pro Woche die Reise von Leipzig nach Berlin auf mich, samt der Aufgabe, die in dem Hauptgebäude der Akademie verstreuten, nicht sehr zahlreichen Parteimitglieder zu sammeln und mich um die Installierung dessen zu kümmern, was man eine SED-Grundorganisation nannte, in meinem Hinterkopf verbunden mit der Absicht, den Weg für ein romanistisches Literaturinstitut unter der Ägide von Krauss freizuschaukeln.

Ich war noch keine 14 Tage da, als der Sturm des 17. Juni losbrach. In der Akademie war von dem Aufstand so gut wie gar nichts zu spüren. Am Abend fand, hier in diesem Raum, der damals als Speisesaal diente, eine Mitarbeiterversammlung statt; das Wort des neu angekommenen Parteiorganisations war gar nicht gefragt; statt seiner übernahmen die akademischen Koryphäen innerhalb und außerhalb der Partei das Ruder, und was sie rieten, nämlich den Kopf einzuziehen, wurde stillschweigend befolgt.

In der Zeit danach bestellte der für Wissenschaft zuständige ZK-Sekretär Hager ab und zu einige der in Berlin ansässigen Genossen Akademiemitglieder in sein Büro, unter ihnen Steinitz, Rompe, Frühauf, Bertsch, den Akademiedirektor Wittbrodt und vielleicht noch ein paar andere, deren Namen ich vergessen habe. Hager erläuterte ihnen den sogenannten *Neuen Kurs* und ließ sich von den Akademikern beraten, wie er an der Akademie durchzusetzen sei. Auch ich durfte oder mußte als Zaungast daran teilnehmen; diese Zusammenkünfte hatten für mich die Funktion eines politischen Grundlehrgangs.

Über die Verlautbarungen Hagers machten sich die anwesenden Akademiemitglieder Notizen und natürlich folgte, wie es sich gehörte, auch ich diesem Brauch. Manchmal schloß sich Fred Oelßner der Runde an, der damals noch im Politbüro saß, und nun war es der ihm unterstellte Kurt Hager, der nachschrieb. Dieses Erlebnis beeindruckte mich tief. Ich fragte mich, bei wem denn seinerseits Oelßner mitschrieb, und kam zu dem Ergebnis, daß es nur Ulbricht sein könnte, der ihm die Worte diktierte. Und Ulbricht, wo schreibt der ab, ging es mir durch den Kopf? Vielleicht in Moskau oder gar beim lieben Gott selber? Zu sehen, durch welche Springbrunnen sich die absolute Wahrheit von oben nach unten verbreitete, war für mich heilsam. Die sinnliche Vorführung theokratisch strukturierter Botschaften samt ihrer Ausgießung als heilige Lehre stärkte meinen Willen, mir gegen die ideologischen Steuerungssysteme autonome Reservate des Denkens zu bewahren, ganz beträchtlich. Ich fühlte mich in der mir schon von Krauss eingebleuten Regel bestätigt, anstatt immerzu die marxistisch-leninistischen Gebete nachzuplappern, mir lieber einen eigenen Reim auf Marx zu machen. Die Quittung dafür wurde mir 1959 präsentiert; man hielt es für ratsam, mich für ein paar Jahre aus dem universitären Lehramt zu entfernen, offenbar um die Studenten vor verderblichen Einflüssen zu schützen.

Über die Vermittlerrolle, die ich 1953 zwischen Krauss und Klemperer zu spielen hatte, geben Klemperers Tagebücher genügend Auskunft. Das romanistische Literaturinstitut jedenfalls kam damals nicht zustande, und ich blies, darin von Krauss und meinen Erfahrungen im Büro Hager bestärkt, zum Rückzug. 1954 war ich wieder ganz in Leipzig und arbeitete an meiner Habilschrift weiter. Die Modalitäten des Rücktritts hatte Krauss mit Wandel geklärt.

25 Jahre später, 1978, nachdem ich ein paar Texte veröffentlicht hatte, die auch im Ausland, und nicht nur im östlichen, Anklang gefunden hatten, wurde ich auf den durch den Tod von Krauss freigewordenen Romanistenplatz in der Klasse für Literatur-, Sprach-, Geschichts- und Kunstwissenschaften der AdW gewählt. Direktor des Zentralinstituts für Literaturgeschichte, an dem ich seit 1969 tätig war, wurde ich dann 1981, drei Jahre später. Diese Phase der Akademiegeschichte konnte von Herrn Walther nicht mehr behandelt werden. Ich erlaube mir, auch dazu ein paar Bemerkungen zu machen.

Das der Akademie oktroyierte Steuerungssystem funktionierte nun weit perfekter als in den fünfziger Jahren. Inzwischen war der Akademie eine Kreisleitung der SED implantiert worden und dazu noch eine Abteilung, die ihr geheimnisvolles Wesen unter dem Namen *Auswertung und Kontrolle* trieb und im Akademiegebäude einen Flügel bewohnte, der einen eigenen Paternoster hatte und für die normalen Sterblichen tabu war. Offizielle Ableger in den Instituten hatte diese Abteilung zwar nicht, aber man wußte, daß ihre Abgesandten allgegenwärtig waren; ihre Krallen streckten sich bis in alle akademischen Verzweigungen aus. Ob man nun Genosse und Marxist war oder nicht: Vor ihnen waren Schutzmaßnahmen, Abwehrriegel und Tarnungen bis hin zur Sprache notwendig; listenreiche Verhaltensstrategien, die zwar nicht gerade heldenhaft waren, aber doch Räume für einigermaßen unbehelligtes wissenschaftliches Arbeiten schufen. Selbst mein Direktorzimmer, erfuhr ich durch jemanden, der offenbar eingeweiht war, aber nicht zu den Falken gehörte, sei nicht ganz schalldicht; ich zog es daher vor, Gespräche, die mir nicht *stubenrein* schienen, peripatetisch auf den Gängen zu absolvieren.

Von außen gesehen, ist der Sinn solcher Manöver fragwürdig und nur schwer nachvollziehbar. Von der inneren Optik her gesehen, unter der ich zu leiden habe, hatten sie den Sinn, sich als Person und Wissenschaftler so gut es ging gegen den von oben und außen erhobenen Anspruch zu behaupten, sich dem politischen Diktat auch moralisch und intellektuell zu unterwerfen.

Nun ein paar Bemerkungen zu den Wahlen.

Auf dem Weg hinein in die akademische Gelehrtenengesellschaft blieben viele qualifizierte Anwärter und kreative Denker auf der Strecke. Ich erinnere mich, wie viel Überwindung es z. B. Manfred Bierwisch kostete, die ihm viel zu spät offerierte Akademiemitgliedschaft noch kurz vor Torschluß überhaupt anzunehmen. Auch ein sozialistischer Idealist wie Wolfgang Heise einer war, hätte schon längst in die Akademie gehört; ihn in den achtziger Jahren endlich durchzubringen, kostete Mühe.

Umgekehrt, und hier trifft das Wort *Rekrutierung* mit seiner etwas militärischen Konnotation den Kern, waren im Plenum hier und da Mitglieder zu finden, die zu sehen und zu hören, um es milde auszudrücken, nicht viel Vergnügen bereitete. Auf die Nennung von Namen möchte ich aus personenrechtlichen Gründen verzichten.

Andererseits wiederum, und auch hier will ich keine Namen nennen, gab es Personen, die die Abteilung Wissenschaften des ZK oder das Ministerium für Hochschulwesen gern rekrutiert gesehen hätte und deshalb für die Zuwahl empfahl, die bei der Auswahl in den Klassen aber durchfielen; sei es, daß sich keine Mitglieder fanden, die bereit gewesen wären, für sie die erforderlichen Gutachten zu schreiben, sei es, daß sie mit dem Argument abge-

lehnt wurden, die von ihnen vertretene wissenschaftliche Disziplin sei schon ausreichend besetzt. Vielleicht herrschten in den anderen Klassen ähnliche Bräuche; in der Klasse jedenfalls, in der ich Mitglied war, existierten personenbezogene informelle Netzwerke. Sie wurden durch Mitglieder geknüpft, von denen ich gern gesehen hätte, daß sie einen Platz neben mir auch in der 1993 entstandenen neuen Akademie gefunden hätten; sie hätten das Bild dieser Akademie nicht verunziert. Die sehr inoffiziellen Vernetzungen wurden genutzt, um die wissenschaftliche Reputation der ins Gespräch gebrachten Kandidaten abzuwägen; erschienen sie unzumutbar, hatten sie selbst bei besten obrigkeitlichen Empfehlungen nur geringe oder doch nur relativ geringe Chancen. Man wußte ja oder sah sich an, was sie geschrieben hatten und wie man im Ausland über sie dachte. Ich möchte nicht übertreiben: Aber im Hinblick auf die bei Wissenschaftlern allgemein übliche Eitelkeit und die nicht ganz interessentreue Bewertung des wissenschaftlichen Outputs der mehr oder minder gelehrten Kollegen unterschied man sich, bei aller Verbrüderung im Geist von Marx, von den Riten der *scientific community* kaum; wenigstens insofern blieben internationale Standards gewahrt.

Die von den Klassen gebilligten Wahlvorschläge wurden von den Sekretaren oder auch Klassenvorsitzenden, wie sie später hießen, an das Präsidium weitergereicht. Von irgendjemandem, ich irre mich sicherlich nicht in der Annahme, daß es die höheren parteilichen und staatlichen Leitungsorgane waren, mußten die Namen, bevor sie auf die Wahlscheine gerieten, bestätigt werden. Die Wahl im Plenum war dann geheim, und es gab in fast allen Fällen auch Gegenstimmen, die, was sonst bei Wahlen im Lande unüblich war, sogar ausgezählt und öffentlich bekannt gemacht wurden. Daß jemand bei dieser Wahl durchgefallen wäre, habe ich freilich nicht erlebt.

Aus der Akademie ausgeschlossen wie einst Ernst Bloch und Robert Havemann wurde zu meiner Zeit, so viel ich weiß, niemand; dafür bin ich meinem Schicksal dankbar. Daß Hans Mayer gar nicht erst gewählt wurde, war ausnahmsweise einmal nicht der Partei geschuldet, sondern, Herr Walther hat es erwähnt, Theodor Frings, der in den fünfziger Jahren nicht nur über die Leipziger Germanistik, sondern auch über die philologische Klasse in Berlin fast unumschränkt herrschte. Für Frings war Hans Mayer mit dem Kainsmal geschlagen, kein nach den universitären Regeln ausgebildeter germanistischer Philologe zu sein. Nach meiner Habilitierung empfing mich Hans Mayer manchmal in seiner Wohnung in der Leipziger Tschaukowski-Straße. Er war über die Intrigen, die seine Zuwahl verhinderten, erbost. Daß er 1999 zum Ehrenmitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie ernannt wurde, erfüllt auch mich mit tiefer Genugtuung.

Zum Schluß noch ein Wort zu den *Rekrutierungsmustern*, die für die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter galten, die in den Instituten beschäftigt waren. Auf ihre Auswahl und die Festlegung ihrer Forschungsaufgaben hatte der Teil der Akademie, der sich Gelehrtenengesellschaft nannte, wenigstens solange ich dabei war, keinerlei Einfluß. Die Rekrutierungen oblagen den Institutsdirektoren.

Ich weiß nicht, welche Bräuche in anderen Instituten herrschten. In dem Zentralinstitut für Literaturgeschichte jedenfalls, das ich zu verantworten hatte, war an Freiwilligenmeldungen kein Mangel. Offenbar stand das Institut in dem Ruf, eine Art Oase in ei-

ner ansonsten geistfeindlichen Umwelt zu sein, und um in ihr weiden zu können, stand man Schlange. Wer wissenschaftlich begabt schien, dem wurde, wenn es der Stellenplan zuließ, Asyl gewährt. In der Nachbarschaft gab es Institute, wo es zu wissenschaftlich getarnten politischen Verfolgungen kam; vor solchen Instituten war Abschottung am Platze.

In anderen Instituten wiederum scheint es ähnliche Nischen wie in der Literaturgeschichte gegeben zu haben; wenn nicht, dann wären die akademischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die nach der Wende höchste Stellungen im politischen Leben des Staates errangen, sicherlich seltener gewesen. Man bedenke: Frau Merkel, früher an der Akademie als Naturwissenschaftlerin tätig, ist heute die Generalsekretärin der CDU; Herr Höppner, ehemals Lektor für Mathematik im Akademie-Verlag, wurde Ministerpräsident des Landes Sachsen-Anhalt; und Wolfgang Thierse schließlich, der ein Jahrzehnt als Wissenschaftler im Zentralinstitut für Literaturgeschichte arbeitete, bekleidet als Bundestagspräsident das zweithöchste Staatsamt. Ich bin beinahe versucht, den Witz zu verbreiten, die Akademieinstitute hätten sich als Kaderschmiede für künftige demokratische Politiker bewährt.

Ganz zum Schluß noch zwei Sätze, die ernster gemeint sind. Ob sie nun Mitglied der SED, einer Blockpartei oder parteilos waren – Beförderungen von kreativen Wissenschaftlern auf Stellen, die ihnen eigentlich zugestanden hätten, waren bei Kaderakten mit noch nicht verjährten politischen Flecken schwierig und in etlichen Fällen unmöglich; das trifft auch auf das Institut für Literaturgeschichte zu. Gegen den Vorwurf, mich gegen solche Praktiken nur ungenügend aufgelehnt zu haben, kann und will ich mich nicht wehren.

Was mich tröstet, ist der Umstand, daß die produktivsten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Instituts die Evaluierungsprozeduren ganz gut überstanden haben und das manchmal sogar mit ihren schon vor der Wende in Angriff genommenen Projekten.

In den Forschungszentren, wo die meisten von ihnen heute tätig sind, wächst Östliches und Westliches, scheint mir, seit langem gedeihlich zusammen. Sie werden verstehen, daß mich das zufrieden stimmt.

Ich danke Ihnen für die meinen Anekdoten geschenkte Aufmerksamkeit.